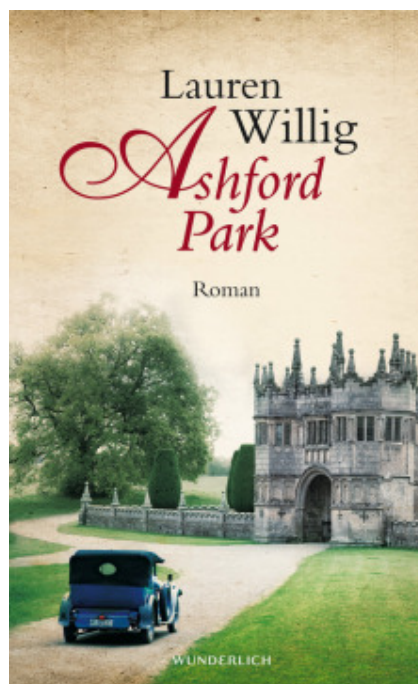


WUNDERLICH

Leseprobe aus:

Lauren Willig

Ashford Park



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Lauren Willig

ASHFORD PARK



Roman

Aus dem Englischen von
Mechthild Sandberg-Ciletti

Wunderlich

Die amerikanische Originalausgabe
erscheint 2013 unter dem Titel «The Ashford Affair»
bei St. Martin's Press, New York.

1. Auflage September 2013
Copyright © 2013 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
«The Ashford Affair» Copyright © 2013 by Lauren Willig
Redaktion Anne Tente
Satz Caslon 540 PostScript, InDesign,
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978 3 8052 0484 2

*Für James
jetzt und immer*

PROLOG

Kenia, 1926

*A*ddies Handschuhe waren von Schweiß und rotem Staub beschmutzt.

Und nicht nur die Handschuhe. Sie schnitt ein Gesicht, als sie an sich hinunterschaute. Die zarte Perlmutterfarbe ihres Kostüms hatte sich in ein Rostbraun und Rußschwarz verwandelt. Selbst im spärlichen Licht, das das dichte Mückengitter an den Fenstern einließ, war zu erkennen, dass nichts mehr zu retten war. Das Ensemble war in London von bestechender Eleganz gewesen, hatte sich jedoch für die Reise quer durch Kenia als schlechte Wahl erwiesen.

Sie kam sich wie eine Idiotin vor. Was hatte sie sich nur gedacht? Das edle Stück hatte mehr gekostet, als sie in einem ganzen Monat verdiente. Es war eine sträfliche Extravaganz, zumal sie sich dieser Tage eher praktisch als modisch anzog. Einen ganzen Nachmittag lang hatte sie die Oxford Street hinauf und hinunter die Geschäfte abgeklappert und ein Kleid nach dem anderen anprobiert. Das eine war zu nichtssagend, das andere zu teuer, bis sie endlich das richtige gefunden hatte. Es kostete ein bisschen mehr, als sie sich eigentlich leisten konnte, doch mit Wohlwollen betrachtet, hätte es sogar als Pariser Modell durchgehen können und nicht nur als zweite Wahl.

In ihrer kleinen Wohnung hatte sie vor dem Spiegel mit der komischen Wellenlinie in der Mitte wie ein Pfau posiert. Sie drehte sich hin und her, um die Gesamtwirkung

zu genießen und sich von ihrer Phantasie hundert verlockende Bilder vorgaukeln zu lassen. Wie Bea am Bahnhof stand, um sie abzuholen, älter und gesetzter, das schimmernde goldblonde Haar von der heißen tropischen Sonne strohig geworden, die Figur weicher durch die Schwangerschaften. Wenn sie Addie in ihrem schicken neuen Kostüm mit der schicken neuen Frisur aus dem Zug steigen sah, würde sie erst einmal sprachlos sein vor Überraschung. Dann würde sie sie von links nach rechts und von rechts nach links drehen und die neue weltstädtische Eleganz, das gepflegte Haar, die ungewohnt gezupften Brauen bewundern.

Du bist erwachsen geworden, würde sie sagen, und mit dem feinsten Hauch eines spöttischen Lächelns, wie man es zur Cocktailstunde im Ritz sah, würde Addie antworten: So etwas soll vorkommen.

Dann würde hinter ihr jemand ‹Addie?› sagen, und sie würde sich umdrehen und die staunende Bewunderung in Fredericks Gesicht sehen, wenn er in diesem Moment zum ersten Mal erkannte, was er in London zurückgelassen hatte.

Schweiß rann zwischen ihren Brüsten hinab und durchfeuchtete ihr Kleid. Sie brauchte gar nicht noch einmal an sich hinunterzusehen; sie wusste, dass der Stoff voller Flecken war, die sich beim Waschen höchstens gelb färben würden.

Da half nur noch ein schiefes Lächeln. Sie hatte so inbrünstig – und ein wenig gemein – gehofft, dass sie wenigstens einmal besser abschneiden und dass dieser bescheidene Abklatsch einer Couturekreation den Künsten der Schneider Nairobis den Rang ablaufen würde. Stattdessen stand sie nun hier wie ein begossener Pudel, fern von allem, was vertraut und heimisch war, nach wochen-

langer Schiffsfahrt und tagelanger Zuckelei quer durch die afrikanische Savanne. Einen Monat und eine Woche war sie unterwegs gewesen – und warum das Ganze?

Genau die Frage hatte David ihr vor ihrer Abreise gestellt. Warum?

Es war eine vernünftige und logische Frage, auf die sie im ersten Moment am liebsten aufbrausend geantwortet hätte, das gehe ihn gar nichts an. Aber es ging ihn natürlich an, und das wusste sie auch. Der Ring, den er ihr geschenkt hatte, hing an einem Kettchen um ihren Hals, noch nicht Zeichen einer Verlobung, aber doch einer Art Vor-Verlobung. *Steck ihn mir an, wenn ich wieder da bin*, hatte sie gesagt. *Dann können wir sie bekanntgeben.*

Aber warum sollen wir warten?, hatte er gefragt. *Warum fährst du überhaupt?*

Weil ... hatte sie begonnen und gestockt. Wie sollte sie es ihm erklären, wenn sie selbst nicht genau wusste, warum? Sie murmelte etwas von Lieblingscousine, von alter Freundschaft und dass Bea sie brauche und sie ihr etwas schulde.

Und deswegen musst du bis nach Afrika reisen? Er zog eine Augenbraue hoch auf jene leicht spöttische Art, die seine Studenten fürchteten, wenn sie sich durch Erörterungen von Platos *Politeia* oder Aristoteles' *Politik* stotterten.

Vielleicht will ich reisen, weil ich reisen will, sagte sie scharf. Habe er das einmal bedacht? Dass sie den Wunsch haben könnte, wenigstens einmal in ihrem Leben über die Grenzen ihrer Heimat hinauszukommen? Den Wunsch, noch ein bisschen zu leben, ehe sie sich die Schürze umband und zum Heimchen am Herd wurde?

Ein billiges Argument, aber es hatte gegessen. Er hatte sich augenblicklich entschuldigt. David war ein sehr fortschrittlich denkender Mann. Das war eines der Dinge, die

sie an ihm mochte, nein, die sie an ihm liebte. Er bewunderte sie tatsächlich dafür, dass sie arbeitete. Er bewunderte sie dafür, dass sie sich aus dem aristokratischen Korsett befreit hatte – so hatte er es formuliert – und ihr Leben selbst in die Hand nahm.

Er ahnte nicht, dass die Wahrheit weit komplizierter war, längst nicht so beeindruckend. Sie hatte sich weniger aus eigenem Antrieb befreit, sie war angetrieben worden und hatte nichts dagegen tun können.

Der arme David. Gebührend beschämt, hatte er es sich zur Aufgabe gemacht, ihre Afrikareise mit ihr zu planen, und war jeden Abend zur Entschuldigung mit einem neuen Sühneopfer erschienen, einer Landkarte, einem Reiseleiter, einem Fahrplan. Er stürzte sich in die Vorbereitungen, als wollte er und nicht sie die Reise unternehmen. Addie nickte und lächelte und täuschte ein Interesse vor, das nicht da war. Es nicht zu tun, wäre dem Eingeständnis gleichgekommen, dass die Frage immer noch unbeantwortet zwischen ihnen stand.

Warum?

Wenn sie es doch nur wüsste. Unter ihrem Topfhut klebte ihr das Haar am Kopf. Addie riss den Hut herunter und warf ihn auf das schmale Bett. Durch die Bewegung des Zuges hätte eigentlich ein kleiner Luftzug entstehen müssen, doch die Mückenschutzgitter saßen stramm im Rahmen, und die Maschen waren von dem roten Staub verklebt, der beinahe schlimmer war als die Mücken. Mit den heruntergelassenen Blenden war der Wagen dunkel und stickig, einem Viehwaggon ähnlicher als einem Abteil erster Klasse, und viel zu oft übertönte das schrille Heulen der Signalpfeife das Rattern der Räder auf den Gleisen.

Auf dem Bett kniend, kämpfte sie mit den Rollläden,

bis sie sie oben hatte. Der Zug zuckelte stetig auf dem einspurigen Gleis dahin. «Die Eisenschlange» nannten ihn die Einheimischen, wie man ihr in Mombasa erklärt hatte, während sie im hektischen Gewimmel des Hafens herumgeschubst wurde und krampfhaft versuchte, bei ihrem Gepäck zu bleiben, das vom Schiff zum Zug befördert wurde. In der Ferne konnte sie eine Herde Tiere ausmachen, Rehen ähnlich, doch mit dünnen, hochgewachsenen Hörnern, die vom Getöse des Zugs erschreckt die Flucht ergriffen. Es war beinahe Mittag, und in der Äquatorsonne flimmerte die Landschaft in einer Art Dunst, wie hinter schlierigem Glas, sodass die fliehenden Tiere im Lauf zitternd zu verschwimmen schienen. Es erinnerte sie an ein impressionistisches Gemälde.

Sie hatte sich Afrika nie so sattgrün noch seinen Himmel so sattblau vorgestellt.

Ihre Bilder, soweit sie welche hatte, waren in Braun- und Orangetönen gehalten, dazwischen vielleicht ein paar Sprengsel Urwald, H. Rider Haggard und seinen in Afrika spielenden Abenteuerromanen zu Ehren. Vielleicht hätte sie sich mehr den Büchern und Karten widmen sollen, die David mitgebracht hatte, anstatt mit einer wohlbekannten Mischung aus Verpflichtung und Schuldgefühl, Zuneigung und Angst sein schmales angeregtes Gesicht im Lampenschein zu beobachten. Sie hatte sich kaum Gedanken über Afrika gemacht. Sie hätte Bücher darüber lesen, Leute danach fragen können, aber sie hatte sich nicht die Mühe gemacht. Wenn sie an die Reise nach Afrika gedacht hatte, dann hatten ihre Gedanken nicht Afrika gegolten.

Der Wind drehte und blies eine Rauchfahne direkt zu ihr hinein.

Vom beißenden Qualm musste sie husten. Schnell zog sie den Rollladen wieder hinunter. Ihr Taschentuch war

schwarz, als sie es vom Gesicht nahm. Sie lief stolpernd in das kleine Bad und säuberte sich so gründlich wie möglich, wobei sie es vermied, in den Spiegel zu sehen.

So ein unscheinbares, fades Gesicht im Vergleich zu Beas strahlendem Liebreiz.

Die Debütantin der Dekade hatten die Zeitungen Bea genannt, voll Selbstzufriedenheit über die gelungene Alliteration. Sie war nicht nur einmal, sondern ein Dutzend Mal fotografiert worden: als Diana, als Circe, von Mondschein umflossen, als Braut in Spitzen und Orangenblüten.

Addie versuchte, sich an die Bea von damals zu erinnern, an die lebendig bewegten Züge, aber das Einzige, was sie sich vor Augen rufen konnte, war die kühle Schönheit einer steifen Porträtfotografie, silberblondes Haar, das glatt und glänzend um ein fein gemeißeltes Gesicht lag, einen Mund, der eine römische Göttin vor Neid hätte erblassen lassen, helle blaue Augen, grau getönt von der Palette des Fotografen. Sie hatte die Fotografie auf dem Kaminsims in ihrer kleinen Einzimmerwohnung stehen, der silberne Rahmen ein schreiender Gegensatz zu den feuchten Wänden, von denen die Farbe blätterte, ein Relikt aus einem Leben, das nun so fern schien wie das ›Es war einmal‹ im Märchen.

Addie war gespannt, wie dieser lichte Liebreiz sich unter der heiß glühenden Sonne gehalten hatte. Es war sechs Jahre her, seit sie einander das letzte Mal gesehen hatten. Würde sie verändert aussehen? Runzlig, welk, braun verbrannt?

Es war unmöglich, sich Bea anders vorzustellen als so, wie sie gewesen war, im fransigen Charlestonkleid mit langer Zigarettenspitze in der Hand. Auch wenn sie sich noch so sehr bemühte, sie konnte Bea nicht auf einer Farm in Kenia sehen, konnte ihr Bild von ihr nicht mit Staub und

Hitze, Khaki und Moskitonetzen in Einklang bringen. Das passte vielleicht zu anderen, aber nicht zu Bea. Beinahe ebenso schwer fiel es Addie, trotz der Briefe aus der Feder ihrer Cousine, zu glauben, dass Bea jetzt Mutter war, nicht von einem, sondern von zwei Kindern, kleinen Mädchen, wie sie geschrieben hatte. Marjorie und Anna.

Addie hatte Geschenke für die beiden in ihrem Schiffs-koffer. Es waren französische Puppen mit Porzellangesich-tern und Sägemehllarmen. Sie hatte sie in letzter Minute gekauft, die erstbesten mitgenommen, die sie fand, für den Fall, dass die Kinder echt waren und nicht Ausgebur-ten eines der ausgefallenen Späße ihrer Cousine. Mutter-schaft und Bea passten nicht zusammen. Ähnlich wie Bea und Kenia.

Addie zupfte am Finger ihres Handschuhs. Sie sollte damit aufhören, sofort, bevor sie in Nairobi ankam. Es war unfair. Warum sollte Bea nicht eine wundervolle Mutter sein? Sie war doch der einsamen Cousine, Addie, eine wundervolle Gefährtin gewesen, die beste Ratgeberin und die beste Freundin. Manchmal gedankenlos, ja, aber stets liebevoll.

Menschen veränderten sich, sagte sich Addie. O ja. Sie veränderten sich, sie lernten und wuchsen, genau wie sie.

Vielleicht war Kenia genau das, was Bea gebraucht hatte, um das Beste in sich hervorzubringen, so wie Addie dazu die eigene Emanzipation gebraucht hatte. Vielleicht, sagte sich Addie hoffnungsvoll, war das alles zum Besten so. Sie konnten einander jetzt auf gleicher Stufe bege-gnen, jede glücklich mit ihrem Leben und sicher verankert in ihm, ohne Liebeswirrungen, ohne Groll und ohne Ver-pflichtung. Sie war nicht mehr das arme kleine bemitlei-denswerte Mädchen aus Kindertagen.

Sie war sechsundzwanzig und stand auf eigenen Füßen.

Seit fünf Jahren verdiente sie ihr eigenes Geld, sorgte für sich selbst und traf ihre eigenen Entscheidungen. Die Tage, als sie in Beas Haus gelebt hatte, immer in ihrem Schlepptau, waren vorbei, lange vorbei.

Wenn eins aus Beas Brief deutlich hervorging, so war es, dass Bea sie brauchte und nicht umgekehrt.

Addie zog den Brief aus ihrer Reisetasche. Er war vernarrt und voller Flecken, unzählige Male gelesen. *Du musst kommen*, hatte sie geschrieben, ganz die alte Bea, als hätte nichts von dem, was sich vor ihrer Abreise ereignet hatte, eine Spur hinterlassen. *Ich bin absolut aufgeschmissen ohne Dich*.

Typisch Bea, dachte Addie. Nicht nur die ausladende Handschrift, sondern die Wörter selbst. Nichts war je schlicht das, was es war. Es war immer *absolut, schrecklich, wahnsinnig. Liebe oder Hass*. Bea machte keine halben Sachen. Wunderbar, wenn man geliebt, weniger vergnüglich, wenn man gehasst wurde. Addie hatte beides erfahren.

Wir würden uns alle unheimlich freuen, Dich zu sehen.

«Wir». Nicht Marjorie und Anna, die kannten sie ja gar nicht. Addie war Abend um Abend aufgeblieben und hatte dieses eine Wort so gedreht und gewendet wie ein Professor, der über einem Lyriktext sitzt. Wir. War das nur ein weiteres Beispiel für Beas Hang zur Übertreibung? Eine harmlos liebenswürdige Geste? Oder etwas anderes?

Abrupt stopfte Addie den Brief wieder in ihre Reisetasche. Es war, was es war, sie würde schon sehen. Und dann würde sie zu David zurückkehren, der glaubte, sie zu lieben, und es vielleicht sogar tat. In dieser Beziehung schien er sich sehr sicher zu sein.

War er sicher genug für sie beide?

Ja, sagte sie sich. Ja. David gehörte zu ihrem neuen Leben, dem Leben, das sie sich selbst aufgebaut hatte, Stein

um Stein unter Schmerzen, nachdem, na ja, nachdem alles so grauenvoll und dramatisch in die Brüche gegangen war. Der Rest war Geschichte, versunken im Nebel der Zeit. Sie und Bea konnten jetzt sicherlich darüber lachen, wenn sie auf der Veranda vor dem Farmhaus saßen. Gab es da überhaupt eine Veranda? Bestimmt, dachte Addie. Eine Veranda hörte sich nach angemessen rustikaler Ausstattung an.

Das war doch der Grund für ihre Reise, sagte sie sich. Frieden zu schließen. Sie und Bea waren so lange innige Vertraute gewesen, einander näher als Schwestern. Die letzten fünf Jahre des Schweigens waren wie eine klaffende Wunde gewesen.

An Frederick würde sie nicht denken.

Die Signalpfeife gab einen letzten schrillen Pfiff von sich, und der Zug hielt an. «Nairobi», rief jemand mit schallender Stimme. «Nairobi.»

Sie konnte gar nicht glauben, dass sie wirklich da war, dass diese Zugfahrt nicht endlos weitergehen würde, ein beständiges Rumpeln unter Qualmwolken und gleißender Sonne, die durch die Rollläden hindurch ihre Augen kitzelte.

«Nairobi.»

Addie fuhr hoch, nahm ihren kleinen Koffer und sah sich im Abteil nach herumliegenden Sachen um. Ihr Hut lag noch verlassen auf dem Bett. Sie zog ihn sich wieder über den Kopf und befestigte ihn mit einer langen Stahlnadel. Sie war da. Jetzt gab es kein Zurück mehr. Sie zog ihre Kostümjacke zurecht, holte tief Atem, ging entschlossenen Schrittes zur Abteiltür und schob sie auf.

Blinzelnd schaute sie in die Helligkeit hinaus. Ihr alberner kleiner Hut bot überhaupt keinen Schutz vor der Sonne: Sie hatte einen verschwommenen Eindruck von

Licht und Staub, hin und her eilenden Menschen, die Gepäck ausluden, in mindestens einem halben Dutzend Sprachen, Arabisch, Englisch, Deutsch, Französisch, laut-
hals Freunde begrüßten. Auf der Metalltreppe stehend, beschattete Addie ihre Augen gegen die Sonne und suchte umsonst nach einer bekannten Gestalt, jemandem, den sie geschickt haben könnten, um sie abzuholen. Automobile hupten Rikschas an, die von Männern in wenig mehr als Lendenschurzen gezogen wurden, Reifen quietschten, der klappernde Hufschlag der Pferde untermalte das aufgeregte Stimmengewirr rundherum. In der heißen Sonne schienen die Gerüche intensiver, nach Pferden, Motoröl und Curry von einem Verkaufsstand neben dem Bahnhof.

Über das Lärmen hinweg hörte sie jemanden ihren Namen rufen. «Addie! Addie! Hier.»

Brav drehte sie sich um und suchte. Es war Beas Stimme, rauchig und angenehm, mit jenem leisen Anflug eines Lachens, der immer mitschwang, selbst wenn sie bis zum Äußersten reserviert war, so als hätte sie köstliche Geheimnisse, die sie liebend gern geteilt hätte. *Ein Mund wie geschaffen zum Erdbeeressen*, hatte einer ihrer Verehrer geschwärmt, leicht aufgeworfene Lippen, die immer ein Lächeln zu verheißen schienen.

«Bea?» Staub und Sonne ließen Regenbogen vor ihren Augen tanzen. Dunkelhäutige Männer in weißen Gewändern, Europäer in Khaki, Frauen in hellen Kleidern, alle verschoben sich auf dem überfüllten Bahnsteig in ständig wechselnden Mustern wie in einem Kaleidoskop.

Aus dem Gewimmel stieß eine behandschuhte Hand wild winkend empor. «Hier.»

Die Menge teilte sich, und Addie sah sie. Die Zeit war aufgehoben. Lärm und Stimmengewirr verklangen zur gedämpften Hintergrundkulisse.

Wie hatte sie jemals hoffen können, Bea zu übertrumpfen?

Zwei Kinder hatten sie nicht verändert. Sie war immer noch groß und schlank, ihr blondes Haar leuchtete golden unter dem Hut, den sie mit einer Hand festhielt. Es war ein schräg sitzendes Modell, neben dem Addies Topfhut unpraktisch und provinziell wirkte. Beas Kleid war hellbraun, aber nichts daran war langweilig oder spießig. Das Oberteil saß lose über einem schmalen Rock mit einem locker um die Hüften liegenden Gürtel in Weiß und Braun, der zu den Details an Ärmeln und Saum passte. Im Vergleich erschien Addies Kostüm sowohl übertrieben als auch billig.

Addie verspürte eine vertraute Aufwallung von Liebe und Verzweiflung, von Freude über die Freude im Gesicht ihrer Cousine, das so unverändert schön war. Es war unfair. Sie wusste, dass es von *ihr* unfair war, Bea etwas übelzunehmen, das ganz einfach und natürlich ein Teil von ihr war, aber sie tat es trotzdem. Nur einmal ... nur ein einziges Mal ...

«Liebste!» Bea hatte große Auftritte nie gescheut. Mit ausgebreiteten Armen flog sie Addie entgegen, als diese, steif und ungenlenk von einem Tag und einer Nacht in einem Stahlkasten, mühsam die Eisentreppe hinuntertappte. «Willkommen.»

Addie wehrte sie mit ausgestrecktem Arm ab. «Rühr mich lieber nicht an. Ich bin völlig verdreht.»

«Unsinn», sagte Bea und zog sie trotzdem an sich, nicht nur zu einem flüchtigen Anstandsdrücken, sondern zu einer handfesten Umarmung. Einen Moment lang pressten ihre Arme so stark, dass Addie die Knochen durch ihr Kleid spüren konnte. Bea war dünner, dünner, als sie in London gewesen war. Ihre Arme umfassten Addie mit einer drahtigen, ungestümen Kraft. «Du hast mir gefehlt.»

Bevor Addie antwortete, bevor sie sagen konnte, sie habe ihr auch gefehlt, hatte Bea sie schon wieder losgelassen und trat zurück, beherrscht und selbstsicher, jeder Zoll die Debütantin, die sie gewesen war.

Während sie Addie von Kopf bis Fuß musterte, verzog sie das Gesicht zu einer komischen Karikatur von Mitgefühl. «Diese fürchterliche Eisenbahn. Was du jetzt brauchst», erklärte sie mit Bestimmtheit, «ist ein Drink.»

Addie sah bekümmert an sich und ihrem so sorgfältig gewählten Reisekostüm hinunter, das jetzt schmutzig und voller Schweißflecken war. So viel zu ihrem großen Auftritt. So viel zu ihrem Vorhaben, mit Bea zu konkurrieren. Sie hatte verloren, noch bevor der Wettstreit begonnen hatte. «Was ich brauche, ist ein Bad und meine Sachen.»

«Sollst du beides bekommen. Und einen Drink dazu.» Bea hakte sich bei Addie unter wie früher und zog sie mühelos durch das Gewühl. «Reisen ist immer eine Strapaze. Diese grässlichen kleinen Abteile und diese grauenhaften Leute, die an den Gleisen stehen und einem mit ihren kreischenden Stimmen ihren Tee andrehen wollen.» Bea hatte immer schon ein Talent besessen, andere nachzumachen. Sie tat es ganz automatisch, sekundenschnell verwandelte sie sich und verwandelte sich gleich darauf, schwupp, wieder zurück.

«So strapaziös war es gar nicht», sagte Addie, angestrengt bemüht, Schritt zu halten. Ihr kleiner Koffer war schwerer, als sie in Erinnerung hatte, und ihre kurzen Schritte waren Beas ausholenden nicht gewachsen. Sie versuchte, sich an Fetzen aus Davids Vorträgen zu erinnern. «Es ist wahrscheinlich jetzt, wo die Eisenbahnschienen gelegt worden sind, viel bequemer.»

«Ja», bestätigte Bea zerstreut. Lächelnd winkte sie einem Mann im hellen Anzug zu. «Das», bemerkte sie mur-

melnd aus dem Mundwinkel, «ist General Grogan. Er ist der Eigentümer von Torr's Hotel. Da steigen wir nie ab.»

«Oh?» Der kleine Koffer knallte Addie immer wieder ans Knie. «Ist es ...?»

«Gewöhnlich», sagte Bea wegwerfend. «Du wohnst natürlich sowieso bei uns, aber wenn wir in der Stadt sind, gehen wir in den Muthaiga Club. Oder ins Norfolk. Nie ins Torr's.» Sie schenkte dem unglückseligen Eigentümer ein so strahlendes Lächeln, dass er über die eigenen Füße stolperte.

«Ah ja», sagte Addie, obwohl die Namen ihr nichts sagten. «Natürlich.»

Sie reckte den Hals, um sich umzuschauen, aber der Mann war schon verschwunden, und Bea dabei, ihr weiteres Wissenswerte zu vermitteln: über Pferderennen und Cocktailempfänge, über dieses Paar und jenes und wessen Farm am Ende war und wessen Bekanntschaft lohnenswert war.

«Du erinnerst dich sicher an Euan Wallaces erste Frau? Du hast die beiden doch bestimmt mal kennengelernt?» Zum Glück wartete Bea nicht auf eine Antwort, sondern redete gleich weiter, während sie sich durch das Menschengewühl drängten. «Sie hat sich vor Jahren von ihm scheiden lassen – oder er sich von ihr. Es ist schwierig, da auf dem Laufenden zu bleiben. Joss ist ihr Neuer, allerdings nicht mehr ganz so neu. Es sind inzwischen sieben Jahre? Oder acht?»

«Mhm», machte Addie und versuchte verzweifelt, nicht zu laut zu keuchen. Schweiß rann ihr in die Augen und machte sie halb blind, aber sie hatte kein Taschentuch in Reichweite, um ihn abzuwischen. Tapfer stolperte sie weiter. Sie war fest entschlossen, das beklemmende Gefühl zu ignorieren, das ihr sagte, dass sie einen schrecklichen Fehler begangen hatte.